



Lebenserinnerungen von Dr. Willy Schlimm (1901 – 1985), erste Seiten (1906 bis 1936)

Meine ersten Erinnerungen gehen an mein Geburtshaus zurück, wo ich am 21. Juni 1901 zu Königsberg in Ostpreußen geboren wurde. Es war ein großer roter Backsteinbau, umgeben von zwei großen Höfen. Nach der Friedrichstraße zu war eine 2 m hohe Backsteinmauer, die nur zwei schwere Eisentore hatte und dem ganzen Komplex so etwas das Aussehen eines Gefängnisses gab. Es war die Erziehungsanstalt des ostpreußischen Vereins für Armenpflege, an der Vater [Richard Schlimm] Lehrer war.



Willy u. Reinhold Schlimm

Nach der anderen Seite schloß ein 2 m hoher Bretterzaun das Grundstück gegen einen Exerzierplatz ab. In dieser Umzäunung einbegriffen war die Gärtnerei, die nur ein Staketenzaun von dem "Jungenshof" abschloß. Die Blumenbeete und Gewächshäuser milderten etwas den finsternen Eindruck der Anstalt.

Im Hochparterre des großen Gebäudes lagen rechts die immer abgeschlossenen Räume des Mädcheninternates und links die Jungenklasse und der große Eßsaal für die Jungen. Im ersten Stock hatte der Leiter seine Dienstwohnung rechts und auf der anderen Seite lagen zum Jungenshof ebenfalls Klassenräume und zum Mädchenhof die Wohnung des Gärtners. Im zweiten Stock hatten wir dann unsere große Dienstwohnung, woran sich die Schlafsäle der Jungen schlossen. Nach dem Mädchenhof zu hatte der "Erzieher" – ein ausgedienter Feldwebel seine Wohnung, den die Aufsicht außerhalb der Schulstunden und im Jungeninternat oblag. Er war mit seinem Rohrstock die Verkörperung des Obrigkeitsstaates, der im

großen Eßsaal außerdem noch durch eine Gipsbüste des Kaisers symbolisiert wurde. Sicher war ein strenges Regiment notwendig, denn die Kinder kamen zum Teil aus ziemlich asozialen Verhältnissen. Deshalb wurden wir Kinder, mein 5 Jahre älterer Bruder Reinhold und meine 3 Jahre jüngere Schwester Erika auch nach Möglichkeit von dem Umgang mit den Anstaltskindern zurückgehalten.

Aber während der Schulstunden oder nachmittags während des Musik- und Handfertigkeitsunterrichts hatten wir den Jungens und den davon durch ein stets verschlossenes Tor getrennten Mädchenhof für uns allein. Selbstverständlich spielte ich besonders gern in der Gärtnerei – ein frühes Zeichen meiner landwirtschaftlichen Neigungen. – Da konnte man auch von den hohen Haufen Komposterde am Zaun auf den "Herzogsacker" genannten Exerzierplatz des Grenadierregimentes Kronprinz sehen und beobachten wie die Rekruten von den Unteroffizieren geschliffen wurden.

Besonders interessierten uns natürlich die großen Paraden zu Kaisersgeburtstag, wenn die Soldaten in ihrer I. Garnitur mit weißen Hosen und Helmbüschen auf den Pickelhauben antraten. Abends gab es dann einen Fackelzug und der Kommandierende General hielt eine Festansprache, die auch ohne Lautsprecher auf dem ganzen Platz zu verstehen war. Zum Abschluß gab es dann den „Großen Zapfenstreich“, ein besonders feierlicher Akt militärischen Feierns.

Die Kaisersgeburtstagsfeiern wurden natürlich auch in der Erziehungsanstalt mit großem Brimborium begangen, wobei die Blaskapelle der Jungen unter Vaters Stabführung Märsche blies und der Leiter der Anstalt eine zündende Rode mit Kaiserhoch hielt. Den Anstaltskindern war das wohl weniger interessant als die Tatsache, daß es an solchen Festtagen besseres Essen gab. Schöner waren für sie die Weihnachtsfeiern. Da gab es vor der Bescherung eine Sondervorstellung des Weihnachtsmärchens im Stadttheater und dann konnten sie in dem großen Saal mit den wenigen Spielsachen die sie erhalten hatten sich richtig austoben.

Für uns begann das Weihnachtsfest schon viel früher. Bald nach den Friedhofsbesuchen zum Totensonntag begann die Pfefferkuchenbäckerei. Ihr folgte das Marzipanbacken, denn davon mußte ja immer etwas in die rechtzeitig abzusendenden Pakete gepackt werden. Im Dezember hatte es dann auch immer schon geschneit und die Teiche hatten eine starke Eisdecke, sodaß man Schlittschuh laufen konnte. Auf dem mitten in der Stadt gelegenen Schloßteich gab es einen "Dittchenklub", das heißt eine Eisbahn, auf der man sich gegen ein Eintrittsgeld von 10 Pfennigen den ganzen Tag lang vergnügen konnte. Auf der anderen Seite der Schloßteiche hatte der Klub der Schlittschuhläufer seine Eisbahn – Jahresbeitrag 3 Mark – wo in den Nachmittagsstunden sogar die in Pelze gehüllten Bläser eines Königsberger Regimentes konzertierten.

Wenn wir dann heimkehrten, saßen wir um die gemütliche Petroleumlampe, aßen die in der Mitte des großen Kachelofens besonders lecker werdenden Bratäpfel und Muttchen las uns strickenderweise – sie brauchte nach ihrem Strickzeug kaum hinzusehen – aus einem Märchenbuch vor. Am Heiligen Abend wurde das Weihnachtszimmer abgeschlossen. Wir memorierten unsere, schön auf bunten Weihnachtsbögen geschriebenen Weihnachtsgedichte, bis wir zum Stadttheater gingen. Dann dauerte es noch eine Weile, bis Vater seine Pflichten bei der Anstaltsbescherung erledigt hatte und dann begann auch bei uns die Bescherung.

Auch zu den Geburtstagen der Eltern mußten wir immer ein Gedicht lernen und in Schönschrift auf einen bunten Bogen schreiben. Auch diese wurden in der "Großen Stube" mit ihrer roten Plüschmöbelpracht und dem "Kristall"-Kronleuchter – auch Petroleum – gefeiert. Die Tür war dann immer mit einer Tannenguirlande umwunden, in die bunte Papierrosen gesteckt waren. Auch um den Geburtstagstisch waren Tannen gelegt und das haben wir beibehalten.

Die sorglose – weil von keiner Schule belastete – Zeit ging viel zu schnell vorüber. Anmeldung zur XonXX der Vorschule des Königlichen Friedrichskollegiums. Dreißig Väter und Mütter mit ihren Kindern lange...

...

Erster Schulweg in der grünsilbernen Schülmütze vom Muttchen [*Th. Elisabeth Schlimm, geb. Arendt*] begleitet bis zur JXXXrXXstraße. Schneller Abschied, um nicht vor den Klassenkameraden als Muttersöhnchen zu gelten. Hinein in den ersten roten Backsteinbau, der aber eine Kutschwagendurchfahrt und keineswegs ein Gymnasium – ja nicht einmal die Nona – enthielt. Diese lag auf der anderen Straßenseite durch ein Portal und eine Privatstraße zwischen der Turnhalle (*mens sana in corpore sano*) und einem großen von XXXten eingerahmten Schulplatz erreichbar. Muttchen hatte im Hintergrund gewartet und setzte mich erneut auf die richtige Spur: Auch ein Backsteinbau mit großer Freitreppe und den Kirchenfenstern der Aula im Mittelteil, an den sich zwei große dreistöckige Seitenflügel anschlossen. Von nun an wanderte ich brav selbständig zur Schule und zurück. Unser ABC-Erster wurde immer noch von dem Kinderfräulein zur Schule gebracht und abgeholt, was dem zarten Jüngelchen den Spitznamen "Fräulein" eintrug.



Stolz auf den "großen Bruder" in der Quinta, obwohl er uns Nonaner natürlich übersah. Stolz auch beim ersten Schulspaziergang mit einem vor lauter ABC-Schützen wimmelnden Sonderwagen der Straßenbahn in einen Vorort gefahren und dort für 10 Pfennig Himbeerlimonade trinken zu dürfen.

Sonntägliche Spaziergänge mit den Eltern durch das Königstor nach ... Vater mit ... Sonntagsstaat, wo wir um "Dittchen" für Schokoladenautomaten bettelten. Oder Fahrten mit der Kleinbahn nach Mandeln, das lediglich aus einer Wellblechbude als Stationsgebäude bestand. Von dort holte uns der Kutschwagen des Großonkels August [*Kuhr*] nach Tropitten, wo in der ersten Zeit noch der Urgroßvater [*Heinrich*] Kuhr regierte, der seinem schon über 50 Jahre alten Sohn immer noch nicht den Betrieb abgeben wollte, weil er noch zu jung sei. Wir strolchten durch die Ställe und den Obstgarten und stopften uns mit saftigen Birnen und Pflaumen voll.

Im Sommer fuhren wir auch zuweilen mit einem Dampfer nach Neuhäuser oder Pillau an die See. Einmal zu meinem Geburtstag, zu dem ich ein schönes Segelschiff erhalten hatte. Das wollte ich an einer Schnur neben dem Dampfer fahren lassen, aber die Gegenströmung riß es mir aus der Hand und ich war schwer zu trösten. Der Dampfer legte auf der Haffseite an und wir wanderten zum Seestrand, wo wir besonders gerne Bernsteine sammelten.

Die Rückfahrt durch den Königsberger Seekanal, eine Fahrrinne im Haff, durch die auch größere Seeschiffe nach Königsberg gelangen konnten, war in der hereinbrechenden Dunkelheit besonders reizvoll, weil dann die bunten Lichter der Befeuerung und der entgegenkommenden Dampfer so recht zur Geltung kamen.

Die Sommerferien verbrachten wir zu der Zeit meist auf einem kleinen Bauernhof in Klein Blumenau. Dazu wurden Betten, Bettstellen und Geschirr eingepackt und von dem Bauern mit einem großen Leiterwagen abgeholt. Wir kamen dann mit dem Zug bis Powayen nach und wurden dort mit dem Kutschwagen abgeholt. Sandige Felder, umgeben von Wald, Hängematten unter den Bäumen für die Eltern und absolute Freiheit für die Kinder. Blaubeersuche und Pilzesammeln beschäftigten uns zwischen unseren Spielen. Oft auch lange Fahrten auf sandigen Wegen durch den sommerheißen Wald mit dem Bauern zur Mühle.

An Regentagen waren wir auf unser Zimmer und die Kammer angewiesen, sofern wir nicht in der Küche herumstanden. Dort stand der Herd unter dem Schornstein, durch den man in den Himmel gucken konnte und in dem die Würste und der Schinken zum Räuchern hingen. Auch mit den etwas älteren Bauernmädchen spielten wir manchmal, wobei natürlich das Mädchenspiel "Verkleiden" dominierte.

Nach dem Regen herrliches Moddern in den aufgeweichten Sandwegen. Dann durften wir natürlich nicht in die Bauernstube, in der weißgescheuerte Dielen mit selbstgewebten Läufern, sogenannten Flickerteppichen, ausgelegt waren. An Sonntagen wurden die Dielen mit Sand und gehackten Tannen und Kalmus gestreut, was einen würzigen, feiertäglichen Duft ergab. Auch damals, als ich in die Dunggrube fiel – Muttchen hat es in einem ihrer Gedichte so schön beschrieben – dufte ich nicht in die Stube.



Einmal mußten wir Kinder die Sommerferien in Löwenhagen bei Omama [*Ottilie Schlimm, geb. Kuhr*] und Tante Lieschen [*Elise Schlimm*] verbringen, weil die Eltern wegen der Regelung einer Erbschaftsangelegenheit [*Fam. Arendt*] eine Seereise nach Danzig machten. Großvater [*Johann Schlimm*] war in Löwenhagen Kantor und Lehrer gewesen und Omama hatte als Witwe von dem Kirchenpatron, dem Grafen [*August von*] Dönhoff, Friedrichstein, eine Wohnung in Löwenhagen zugewiesen erhalten.

Spaziergänge nach Friedrichstein, in die Pregelwiesen oder an der Bahn entlang, wo es besonders viele Erdbeeren gab. Jeden Sonntag kam ein Onkel – sie waren damals fast alle noch unverheiratet – und ging mit uns in den Mühlenteich baden oder auf stundenlangen Wanderungen durch die Wälder. Diese waren besonders im Winterkleid herrlich. Einmal liefen wir mit Onkeln und Tanten auf Schlittschuhen vom Mühlenteich auf dem Fließ weite Strecken in den Wald.



Im Jahre 1910 wurde die Erziehungsanstalt aufgelöst und Vater kam an die Fahrenheidschule in der Altroßgärtner Predigerstraße. Die schöne Dienstwohnung mußten wir aufgeben und fanden auf dem Hintertragheim eine Vierzimmerwohnung aber ohne Bad. Der Vermieter tröstete die Eltern mit dem klassischen Ausspruch: "Wer bad't schon mal"! Aber in Bezug auf die Beleuchtung war die Wohnung schon "moderner", wir hatten in der Küche und im Wohnzimmer Gas, während die anderen Zimmer weiter bei Petroleumbeleuchtung blieben.

Natürlich vermißten wir Kinder besonders die großen Anstaltshöfe und die Gärtnerei. Hier war nur ein durch den Keller zu erreichender kümmerlicher Garten vorhanden. Die Freiheit der Spiele wurde dazu noch durch den Übergang in die Sexta mit der unangenehmen Notwendigkeit, viele Vokabeln zu lernen, zeitlich sehr eingeschränkt. Auch keine Spielkameraden waren da, denn die wenigen, die mich manchmal in der Anstalt besucht hatten, wohnten nun zu weit und hier gab es niemand.

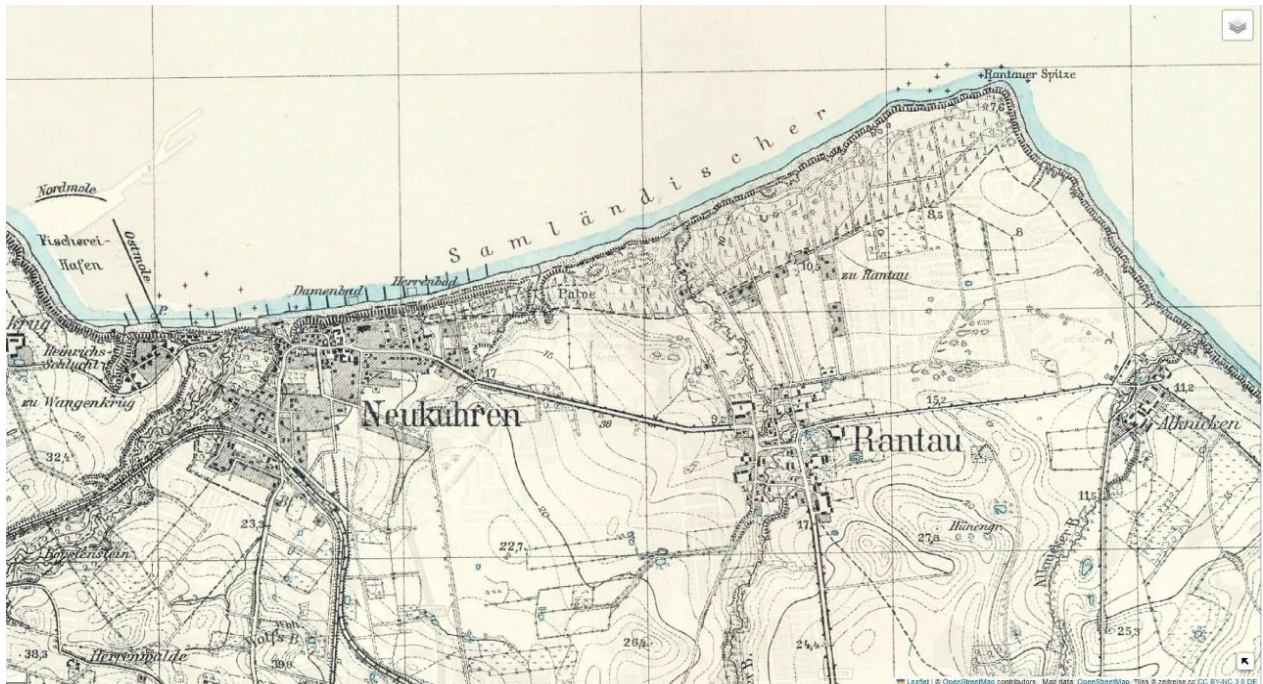
Dafür kam nun Erika in die Schule und brachte manchmal ihre Freundinnen mit, denen ich aber – eine Nachwirkung der strengen Trennung von Jungen und Mädchen in der Anstalt – recht hilflos gegenüberstand. Außerdem waren sie ja auch als Schülerinnen der zehnten Klasse eines Lyceums für einen Sextaner alles "dumme Gänse"! Aber manchmal spielte ich mit Schwester Erika doch recht nett, zumal ich an meinem gestrickten Puppenjungen "Lalla" noch immer sehr hing. (Vgl. Lallas Tagebuch!) Da wurde dann für ihn und Erikas Puppen gekocht und es gab allerhand Puppenfamilienfeiern. Aber sonst waren Steinbaukästen, Eisenbahn und ein bescheidener Metallbaukasten meine liebsten Spiele.

Gerne ging ich auch am Pregel entlang spazieren und bewunderte die Dampfer und Segelschiffe. Einmal konnten wir sogar den Panzerkreuzer "Königsberg" besichtigen. Anfangs ging ich meist mit Reinhold, später mit Erika und allein. Ein besonderes Vergnügen war es, für 1 Pfennig auf den verschiedenen Fähren über den Pregel zu setzen. Das gab die Illusion einer Dampferfahrt, und außerdem war ich natürlich sehr stolz, wenn ich Erika dazu einladen konnte.

Einmal lud ich sie anlässlich eines solchen Spazierganges in ein Automatenrestaurant ein. Dort mußte man 10 Pfennig einwerfen, um ein Klopsbrötchen oder warme Getränke zu erhalten. Leider vergaß ich – es war das erste Mal, das ich meinem Schwesterlein damit imponieren wollte – die Tasse vor dem Geldeinwurf unter den Hahn zu stellen, und der Kaffee lief und lief und lief und war fort!

Im Jahre 1911 verkauften die Eltern ihr Mietshaus in der Wilhelmstraße und kauften mit dem Erlös ein Areal von 15 Morgen Wald und 15 Morgen recht trockener Wiese von Vaters angeheiratetem Onkel [August] Roesnick in Rantau bei Neukuhren an der Ostsee. Diese Wiese begann am Dorf, und der Wald lag zwischen der Wiese und dem Strand. Wir verbrachten die Sommerferien in Neukuhren, weil Vater den Bau unserer Villa Elisabeth beaufsichtigen wollte. Erste Ferien an der See.

Strahlende Sonne, weiße Schaumkrönchen auf blauen Wellen und ein Duft nach Salzwasser, Tang und Teer. Von früh bis spät spielten wir am Strand und holten uns natürlich den schönsten Sonnenbrand.



Oft wanderten wir nach Rantau zu unserem Grundstück, wo inzwischen der Bau begonnen hatte. Vater hatte die gesamten 30 Morgen parzellieren lassen und wollte durch den Verkauf von Bauparzellen das Geschäft seines Lebens machen, was ihm auch gelungen wäre, wenn nicht der I. Weltkrieg und die Inflation dazwischen gekommen wären. Von 1912 ab fuhren wir nicht nur zu den Sommerferien, sondern auch in den Oster-, Pfingst- und Herbstferien nach Rantau. Für uns waren das einmalig schöne Ferien, wenn sie auch zu einer gewissen Einseitigkeit führten, weil wir das übrige Ostpreußen überhaupt nicht kennen lernten.

Es gab dort noch keinen Strom. Beleuchtung spendeten je eine Petroleumlampe im Wohnzimmer und in der Küche. Wasser wurde von der Pumpe am Ende des Gartens geholt. Im Küchenherd wurde Holz aus dem eigenen Walde und "Schischken" (Kiefernzapfen) gebrannt. Das Holzmachen und Zerkleinern war meine Arbeit. Säcke voll Schischken sammelten wir alle ebenso wie die Pilze, Sandröhrlinge und Reizker. Oft habe ich wenn es abends zum Spielen zu dunkel war, den Küchenherd gefeuert – mit dürren Ästen, wenn Muttchen ein schnelles Feuer brauchte, mit Scheitholz und Schischken, wenn es gleichmäßig brennen sollte, wobei ich dann immer vor dem Feuerloch auf der Holzkiste saß.

Der Wald – nach der Rantauer Spitze zu noch eine Schonung von 1-2 m hohen Bergkiefern – färbte zur Blütezeit den sich indianermäßig durchwindenden Jungen mit seinem verschwenderisch stäubenden Pollen gelb wie einen Kanarienvogel. Unsere 3,75 ha Wald waren zur Hälfte ein ziemlich undurchdringliches Stangenholz, in dem ich (als Quintaner!) meine Burg Silvarx mit einem Ausguck auf einem die Kiefern überragenden Baum anlegte: Munition bei Angriffen von Reinhold: Schischken. An das Stangenholz anschließend die kleine Waldwiese mit Tisch und Bank, wo die Eltern oft saßen, und zur Seedüne hin die "Ellern", ein Erlenwald mit einem dichten Flor würzigen Waldstorchschnabels. Viel spielten wir natürlich auch am Strand und das nicht nur beim Baden. Dort durften wir auch am Tage Feuer machen, wobei trockener Seetang schönen gelbgrünen Hauch entwickelte: Wer kann am längsten im dichten Rauch liegen? Herrliches Bad – bei stiller See mit Tauchen und den anderen durch die Beine Schwimmen, bei Seegang Kampf mit den Brandungswellen. Bei Regen von zuhause 5 Minuten Dauerlauf in der Badehose und hinein in die dann immer besonders warm erscheinenden Fluten.

An Schiffen meist nur die Segelkutter der Fischer, selten mal am Horizont ein größerer Frachter oder gar ein Kriegsschiff. Mit den Fischern sind wir zuweilen mitgefahren. Dann mußten wir uns schon um 3 Uhr in der Frühe am Strande einfinden und erlebten den Sonnenaufgang mit einer aus dem Meer auftauchenden Sonne. Die Segelei war manchmal etwas aufregend, wenn der Kutter über die Wellenberge flitzte und dann klatschend seine Nase in das nächste Wellental bohrte.

Die Gartenarbeit war bei uns Kindern weniger beliebt, weil sie uns von unseren Spielen abhielt. Da mußten die Kieswege an jedem Sonnabend von Unkraut gesäubert und in schönen Mustern geharkt werden. Da war zu graben und zu pflanzen oder der Rasen zu mähen, wobei ich mir einmal mit der Sichel in den nackten Fuß hieb und soviel Blut verlor, daß mir ganz schwach wurde.

Osterferien bedeuteten für uns noch überschwemmte Wiesen mit dünner Eiskecke nach kühlen Nächten, große Sträuße von gelben Weidenkätzchen und Ostereiersuche im Garten, wobei manchmal ein Hase überrascht unter einem Busch hervorhoppelte. Pfingsten wurde dann die ganze Wohnung mit jungen Birkenreisern geschmückt und die Sommerferien waren besonders deshalb interessant, weil wir dann die obere Wohnung an Sommergäste vermieteten und uns mit den unteren Räumen und den beiden Bodenkammern – jede mit zwei Fenstern – begnügten. Da waren meist Kinder dabei, mit denen wir auf der Wiese Faustball spielten und zusammen die Vormittage am Strande verbrachten.

Der Höhepunkt des Sommers war auch in Rantau das Kinderfest, auf dem Vater als Lehrer natürlich die Festrede halten mußte. Die Herbstferien brachten dann Wanderungen in die entfernteren Laubwälder nach Haselnüssen oder nach Pobethen zur Ruine der alten Ordensburg. Leuchtende Herbsttage, rote Ebereschfrüchte – wir nannten sie Quitschen – vor goldgelben Weizenhocken und dahinter ein ganz zart pastellblaues Meer, es war schon verständlich, daß sich auch in Rantau eine kleine Malerkolonie entwickelte mit Professor Pfeiffer von der Königsberger Kunstakademie an der Spitze, der auf dem "Seeberg" schon vor uns gebaut hatte.

Ein anderer Professor, mit dem Vater befreundet war, der Zahnmediziner Dr. Stein, war ein nicht immer ganz waidgerechter Jäger. Er schoß einmal statt eines Hirschen eine Kuh und mußte dann die Skandalpresse mit erheblichen Summen besänftigen, damit sie dieses Jagdmalheur nicht veröffentlichten. Aber er versorgte uns ab und an mit einem "Frühstückshäschen" und wir spielten mit seinen beiden Jungen. Auch der große ostpreußische Mime Paul Wegner weilte manchmal im Sommer in Rantau.



Als wir einmal unter Reinholds Regie auf unserer Waldwiese "Till Eulenspiegel und die Blinden" aufführten, wobei ich auch mitspielen durfte, hatten wir seine Tochter, Marta Wegner, zur prominentesten Zuschauerin.

Reinhold war damals 16 oder 17 Jahre. Er hatte Tanzstunde gehabt und begann nun nach den Mädchen zu gucken, etwa

bei den Nachmittagskonzerten im Königsberger Börsengarten, auf der Schloßteichpromenade oder in der Junkerstraße, wo die Jugend zu promenieren pflegte. Seine guten Leistungen in der Schule – ganz im Gegensatz zu mir, der ich bis zu Beginn der Oberstufe immer nur gerade so mitkam – litten keineswegs darunter, aber es war nur zu verständlich, daß er oft nicht pünktlich zuhause war.

Darüber gab es – selbst in den Ferien in Rantau – immer wieder Krach. Muttchen machte es durch ihre Ausgleichsversuche nur schlimmer, denn nun wurde sie in den Krach mit einbezogen.

Ich weiß heute noch nicht, war es nur der Pünktlichkeitsfanatismus von Vater oder ein echter Vater-Sohn-Komplex, der die häuslichen Verhältnisse immer unerträglicher machte. Ich weiß nur, daß Muttchen sehr darunter gelitten hat. Auf Betreiben Vaters mußte Reinhold zu Ostern 1914 mit der Versetzung nach Oberprima zum allgemeinen Bedauern seiner Lehrer das Gymnasium verlassen, und ging auf das Lehrerseminar nach Memel.

Zu Beginn der Sommerferien machte er noch eine Wanderung über die Kurische Nehrung und kam braun wie ein Neger in Rantau an. Wir hatten wieder Sommergäste mit drei Jungen und zwei Mädeln, von denen die ältere – ein ganz hübsches molliges Ding – nun ein neuer Grund zu allerlei Verspätungen und Reibereien wurde. Trotz dieser und trotz der drohenden politischen Wolken wurden die Sommerferien doch noch einmalig schön – bis in den letzten Julitagen der Vater unserer Sommergäste – er war Oberpostdirektor [*Herholz*]– telegraphisch abberufen wurde – ein erstes Zeichen für die bevorstehende Mobilmachung.

Als wir dann wieder in unserer Königsberger Wohnung waren, läuteten eines Nachmittags plötzlich alle Glocken und ich entsinne mich noch genau des düsteren Eindrucks, den das Ende der schönen Friedenszeit und der Beginn des Krieges trotz aller Begeisterung und allen künstlich geförderten Optimismusses – "in spätestens 6 Wochen ist der Krieg zuende" – auf mich machte.

Diese allgemeine Begeisterung veranlaßte Reinhold, sich als Kriegsfreiwilliger beim IR 43 zu melden und selbst Vater, der seiner Kurzsichtigkeit wegen nie Soldat gewesen war, wollte sich mit seinen 44 Jahren freiwillig melden und war tief enttäuscht, als man ihn nicht nahm, Reinhold kam nach vierwöchentlicher Ausbildung in das Feld, ohne daß er auch nur einen einzigen scharfen Schuß aus seiner Knarre abgegeben hatte. Dann hörten wir wochenlang nichts mehr von ihm.

Die Russen standen schon in Ostpreußen, das wußte man. Es gab keine Rundfunknachrichten und so jagte ein Gerücht das andere. Daß die Lage ernst war, sah man an dem eiligen Aufbau von neuen Verteidigungsstellungen zur Verstärkung der um Königsberg liegenden Forts und an der Abreise aller irgendwie abkömmlichen Bekannten. Zum letzten Flüchtlingsschiff über das Haff ins "Reich" mußte ich noch die Familie Dr. Stein mit einem Handwagen für ihr Gepäck hinbegleiten, nachdem sie uns noch ihre beträchtlichen Lebensmittelvorräte übereignet hatten. Es lag eine unheildrohende Stille über den sonst so betriebsamen Hafengassen.

In den nächsten Tagen rückten dann auch die Russen bis nahe an die Stadt heran und erst durch die große Schlacht von Tannenberg wurden die Einschließung der Hauptstadt Ostpreußens und Schlimmeres verhütet.

Im Herbst des gleichen Jahres bezogen wir eine Neubauwohnung in der Cranzer Allee. Zwar war es eine Mansardenwohnung, hatte aber elektrisches Licht, Zentralheizung und Bad. Außerdem lag sie näher an Vaters Schule während mein Schulweg etwa der gleiche blieb. Sehr interessant waren für Erika und mich die Kammern unter der Mansarde, von denen wir jeder eine für unsere Spielsachen erhielten.

Reinhold kam im Winter mit einer Erkrankung in das Lazarett in der Stadthalle. Lazarettbesuche, Karbolatmosphäre und Soldaten in den weißblau gestreiften Lazarettkitteln. Danach Ersatzbataillon im Fort Kanitz, das mir natürlich besonders interessant war, zumal man ja sonst als Zivilist kaum ein Fort von innen zu sehen bekam. Im Frühjahr 1915 kam Reinhold dann zum Offizierslehrgang nach Döberitz.

Inzwischen wurde die Versorgung immer knapper, es wurden Brotkarten eingeführt und auch Milch und Fleisch war rar. Kartoffeln und Gemüse bauten wir ja auf einem unbebauten Nachbargrundstück an. Aber auch sonst überbrückten die Eltern die Ernährungsschwierigkeiten, so gut es ging. Von Großtante Roesnick in Rantau brachten wir immer mal eines der schönen großen knusperigen Roggenschrotbrote mit. Jedes Jahr schlachteten wir dort einen Hammel, der uns dann mit Pökelfleisch versorgte.

Wir besaßen – auf dem Papier – sogar eine Kuh zusammen mit Nachbarn in der Ökonomie des benachbarten Pferderennplatzes, damit wir weiter unsere Milch beziehen konnten, aus der wir sogar selber Butter machten. Einmal sollte ich auf der Rückfahrt von Rantau auf der Station Watzum-Pobethen einen Laib Käse, der beim Bahnhofswirt – einem vierschrötigen rot bevollbärteten Kerl – deponiert war, abholen und mit dem gleichen Zuge nach Königsberg weiterfahren, wo Vater mich am Bahnhof erwartete.

Ich hatte den Käse bezahlt und der Wirt brachte ihn freundlicherweise an den bereits anfahren den Zug. Es waren die alten Wagen mit je einer Plattform vorne und hinten. Ich stehe also auf der vorderen Plattform und suche meinen Käse: Nichts! Da kommt min ein schrecklicher Verdacht:

Der Rotbart hat den Käse wieder mitgenommen, um ihn anderweit zu verkaufen. Also Sprung aus dem fahrenden Zuge und im Laufschrift zurück zur Bahnhofswirtschaft. "Wo ist mein Käse?" "Na, den habe ich auf die nächste Plattform gestellt!" – Der Rotbart ließ mich aber mein Mißtrauen nicht entgelten. Anruf zur nächsten Station: Der Zugführer, unser lieber dicker Ninnemann, der uns alle kannte, soll den Käse meinem Vater aushändigen. Auf Vaters Frage nach dem Filius: "Der ist aus dem fahrenden Zuge gesprungen." Jedenfalls waren die Eltern erst beruhigt, als ich mit dem nächsten Zuge wohlbehalten in Königsberg eintraf.



Der Krieg ging weiter. Reinhold war als Leutnant wieder an die Ostfront gekommen, und wir warteten von Woche zu Woche auf seine Lebenszeichen. Abends mußte ich immer nach einer Zeitungsredaktion gehen und die neuesten Nachrichten von den Fronten lesen, um sie den Eltern zu wiederholen, es gab ja noch kein Radio. Auch Onkel Heinrich und Onkel Walter waren einberufen und Tante Lieschen, Vaters unverheiratete Schwester, die Onkel Walter den Haushalt geführt und Omama betreut hatte, mußte nun den Lebensmittelladen von Onkel Walter weiterführen.

Omama kann ich mir aus dieser Zeit nur mit immer ernstem Gesicht im Sessel sitzend vorstellen. In den Weihnachtstagen trafen wir uns dort immer mit der Familie von Onkel Heinrich. Reinhold hatte mir zum Geburtstag eine Guittarre geschenkt, auf der ich eifrig übte, eifriger jedenfalls als für den Klavierunterricht, den ich aber seit dem Umzug abgebrochen hatte, Zu Ostern 1916 – weiße Ostern und die Eltern wollten nicht nach Rantau – waren Erika und ich zu Großtante Roesnick eingeladen, deren Mann im Winter verstorben war.

Da konnte ich sie dann schon mit einer ganzen Anzahl von Liedern aus dem Zupfgeigenhansl erfreuen zum Dank dafür, daß sie uns so schön herausfütterte. Dort knüpfte ich auch die ersten "zarten Bande" zu einer Roesnicknichte, die wenige Jahre älter war als ich. Wir sahen uns nur selten, schickten uns aber unermüdlich Postkarten, je bunter desto besser mit belanglosen Mitteilungen und herzlichen Grüßen!

Im Winter 1916/17 - ich war inzwischen auf Untersekunda – wurden die Schüler der Oberklassen im landwirtschaftlichen Hilfsdienst ausgebildet. Diese sogenannte Ausbildung unterstand einem Leutnant, der uns dann an mehreren Sonntagen mal zum Fichtenpflanzen im Staatsforst, mal auf einem landwirtschaftlichen Betrieb mit Hofarbeiten und mal in der Maschinengenossenschaft mit Erklärungen zu landwirtschaftlichen Maschinen langweilte, etwa nach dem Muster von

Instruktionsstunden über "Das Gewehr 98" bei seinen Rekruten. Den Abschluß bildete dann eine "Besichtigung" durch einen ausgewachsenen General. Vorbereitung durch den Leutnant: "Wenn der Herr General nach den Teilen einer Maschine fragt, laut und deutlich antworten, auch wenn es falsch ist; der Herr General weiß selber nicht, wie die Teile heißen!"

Dann kam meine Konfirmation, die des Krieges wegen nur im kleinsten Kreise der Königsberger Verwandten gefeiert wurde. Erste lange Hosen zum blauen Einsegnungsanzug und die übliche silberne Taschenuhr, die mir bis 1947 treu und zuverlässig gedient hat. Bereits zur Heuernte 1917 wurde der landwirtschaftliche Hilfsdienst eingesetzt. Ich kam nach Gr. Schilleningken, von Heinrichswalde mit der Kleinbahn bis Kaukehmen, wo ich mit einer bescheidenen Kutsche abgeholt wurde.

Mit der Fähre ging es über den breiten Rußstrom, den stärksten Mündungsarm der Memel. Gr. S. lag schon ganz im litauischen Sprachgebiet. Nur in der Familie – Bauer, Bäurin und Tochter Annchen – wurde deutsch gesprochen. Auf ausgedehnten Memelwiesen wurden Unmengen von Heu gemacht. Dann ging es bis zum Einfahren des Heues in das Moor, um Torf, das Hauptbrennmaterial, in Haufen zu setzen. Schwankendes Moor zwischen kleinen Erlen- und Birkengruppen. Annchen vergißt ihre gute Erziehung im Goslarer Pensionat und tobt mit mir um die Heukepse. Aber ich bin wieder zu schüchtern, die gebotene Chance zu nutzen.

Abends beim Gießen in dem sandigen Garten große Wasserschlachten. Für die Feierabende muß ich meine Gitarre schicken lassen, auf der ich an einem Sonntag auf dem benachbarten Gut Heinrichsfelde vorspielen muß. Das gefiel der Besitzerin des Gutes Neuhof-Reatischken so gut, daß sie mich einlud, nach Einbringen des Heus auf Ihrem Betrieb weiterzuarbeiten,

Mit Rucksack und Klampfe wanderte ich also eines Tages auf dem Damm der Gilge, des zweitgrößten Mündungsarmes der Memel, bis Reatischken. 300 ha, 3 Molkereien und eine Dampfmühle gehörten zu dem Betriebe, Zwischen zwei Doppelreihen großer Remonte-, Rindvieh- und Schweineställe ein weiträumiger Hof. In dessen Mitte ein großes mit Stahlrohren eingefriedigtes Rondell als Auslauf für den Zuchthengst. Dahinter die Front des pompösen Herrenhauses mit Freisitz zum Hof und dahinter der große Obstgarten.

Der Hofstaat Frau Wohlgemuth mit 20 jähriger Tochter, die Gutssekretärin, die Postagentin, die Wirtin mit zwei Mädeln, der Inspektor, mit [dem] ich ein gemeinsames Zimmer hatte und ein verwandter Witwer, der die Molkereien und die Obermelkerinnen (!) betreute. Arbeitskräfte ein Dutzend russischer Kriegsgefangener, die an den Sonntagen ihre schwermütigen Volkslieder sangen, ein Kriegsinvalide und sonst nur die Frauen der einberufenen Landarbeiter.

Heiße Arbeit in der Getreideernte, zumal das meiste Getreide wegen Lagerns mit der Sense gemäht werden mußte. Aber auch viel Arbeit mit den Pferden, Trakehner Zuchtstuten, sei es beim Einfahren, bei Frachtfuhren oder als "herrschaftlicher Kutscher", zumal die Russen nach Dunkelheit eingeschlossen wurden und nicht fahren durften. Manchmal fanden die Pferde besser nachhause als ich, der ich die Gegend noch zu wenig kannte.

Meist mußte ich aber nach Feierabend auf dem Freisitz mit der Gitarre die schönen schmalzigen Lieder "Wie die Blümlein draußen zittern" oder das von der "holden Gärtnersfrau" begleiten, die Frau W. so liebte. An Sonntagen Bad in der Gilge oder Segelfahrt mit einer kleinen Jolle – sicherheitshalber stromauf – damit das Zurücktreideln bei Flaute nicht so schwer war.

Im Herbst wurde ich dann nach Obersekunda versetzt und begann mir mit Nachhilfestunden etwas Geld zu verdienen und damit gleichzeitig den eigenen Wissensstand zu verbessern. Im Winter wurden wegen Kohlenmangels die Weihnachtsferien verlängert und ich wurde wieder nach Reatischken eingeladen.

Schneereicher Winter, die Post für die Agentur mußte mit Schlitten von Neukirch geholt werden, wenn die Kleinbahn wegen der Schneesverwehungen nicht durchkam. Wie oft habe ich in den hohen Schneewehen den Schlitten umgeschmissen! Schlittenpartien zur Treibjagd nach Heinrichsfelde über das Eis des Rußstromes. Ein Treiben nach dem anderen bis zum Abend ließ das "Schüssel-

treiben" im Deutschen Haus in Kaukehmen besonders munden. Schlittenpartien zu allerlei Familienfesten in der Nachbarschaft.

Im Frühjahr wurde Reinhold verwundet und verschüttet, hatte aber unwahrscheinliches Glück, daß er sofort von den Kameraden herausgeholt wurde und nur eine Schrapnellkugel seinen Arm traf während weitere ca. 10 sein hinter ihm liegendes Seitengewehr zu einem Bogen verformten!



Jedenfalls hatte er wieder einen längeren Lazarettaufenthalt und eine ganze Zeit beim Ersatzbattailon zu erwarten. Ich wurde für den Sommer wieder von Reatischken als Landarbeiter angefordert. Im Juli heiratete die Tochter des Hauses, und da Herren wegen des Krieges knapp waren, wurde Reinhold zu der Hochzeit eingeladen und ich war auch sehr stolz, in meinen blauen Einsegnungsanzug eine Tischdame zu haben. Das war eine angenehme Unterbrechung der nicht ganz leichten Landarbeit.

Aber man wurde ja gut gepflegt. Schon morgens beim Melken auf der Weide wer der erste Liter kuhwarmer Milch meiner, bevor ich den Melkerfrauen ihr Milchdeputat austeilte. Tagüber trank ich mindestens auch noch einen Liter und beim Nachmittagsmelken wurde der dritte Liter hinuntergegossen. Ich ging auf, wie auf Hefe. Aber auch die Eltern erhielten jede Woche ihr Butter- und Käsepaket.

Im Herbst ging es dann wieder in die Schule. Meist Ersatzlehrkräfte denen wir Obersekundaner ihre Übersetzungsfehler in Latein unschwer nachweisen konnten. Ihre Autorität war dann natürlich hin und die Unterrichtsdisziplin konnte nur durch ein plötzliches Auftauchen des "Alten" – so nannten wir den Direktor – wiederhergestellt werden, wenn der Radau zu groß wurde. Wir galten jedenfalls als der rüdeste Haufen der ganzen Schule.

Da sollte ausgerechnet eine Dame vertretungsweise eine Stunde Deutsch bei uns übernehmen. Ihre männlichen Kollegen bedauerten, sie würde aus dieser Klasse nicht mehr lebend herauskommen. Sie kam – eine elegante Vierzigerin – und behandelte uns als Erwachsene mit dem ihr eigenen Charme. Darauf Signal von den größten Radaubrüdern auf den Hinterbänken: "wer heute nicht mitarbeitet, kriegt Klassenschmiere." Es wurde eine Musterstunde. Danach sie zu den schadenfroh herbeigeeilten Kollegen: "Die beste Klasse, die ich je hatte"! Blamabel für die "Pädagogen"!

Im Herbst bat mich auch der Vorsitzende des Provinzialschulkollegiums Oberregierungsrat Hoffmann, seinen Pensionär, pommerscher Uradel einen Kopf größer als ich, aber trotzdem noch in Untertertia, in Französisch und Geschichte zu unterrichten. Die anderen Fächer gab er selbst. Vivigenz war der typische Fall eines ohne die Nestwärme der Familie aufgewachsenen nur unzureichend von bediensteten Erziehern "erzogenen" Kindes. Er war sehr eigenwillig und konnte wegen des Riesenvermögens seiner Eltern mit Geld gar nicht umgehen. So hatte er auf der Ritterakademie dauernd Schulden gemacht und war zuletzt bei einem Pfarrer in Pension gewesen, der ihn maßlos verprügelt hatte. Kein Wunder, daß er mißtrauisch war und – vielleicht aus Selbsterhaltungstrieb – log.

Französischstunde. Ich bemängelte eine falsche Konstruktion. Er: "Das hat mir Frau Oberregierungsrat so gesagt." Ich, die offensichtliche Lüge zu entlarven: "Dann gehen wir zusammen gleich zu ihr." Peinliche Situation: Sie hatte ihm wirklich die falsche Konstruktion beigebracht! Öl auf die

Wogen: "Ja früher hat man wohl so konstruiert, aber heute..." Ich schämte mich nicht einmal vor Vivigenz der faustdicken Lüge!

Ich mußte auch mit ihm Spaziergänge machen, weil er zur Vermeidung weiterer Leichtsinns- handlungen nie unbeaufsichtigt sein sollte. Diesen ganzen Auftrag und auch die mir in der letzten Zeit reichlich zufließenden Prämienbücher verdankte ich wohl dem Umstand, daß ich mit einer Studienarbeit über Platos Politeia aufgefallen nun als strebsamer Schüler galt.

Immer noch zogen nachts mit Militärmusik "Preußens Gloria" Truppenkontingente aus den Kasernen an der Cranzer Allee zum Bahnhof. Ich hörte sie in meinem Zimmer - wir hatten jetzt die größere Wohnung im zweiten Stock bezogen - bis dann am 9. November 1918 die Revolution den ersten Weltkrieg beendete und zunächst die Arbeiter- und Soldatenräte in Königsberg regierten.

Vater fuhr in dieser turbulenten Zeit noch zur Beerdigung von Onkel Louis Mahrenholz, dem Mann von Muttchens ältester Schwester [*Martha Arendt*], nach Tilsit. Er war Buchbindermeister gewesen, ein sehr guter Fachmann aber für geschäftliche Dinge ziemlich unbegabt. Sein Sohn Oskar, der ja schon 1910 mit seinem Theologiestudium begonnen hatte, versagte in seiner Referendarzeit vollständig und war dann bis zu seinem frühen Tode Hauslehrer auf ostpreußischen Gütern. Die Tochter Lucie [*Mahrenholz*] war damals noch unverheiratet.

Weihnachten 1918 war nach dem verlorenen Kriege und bei der schlechten Ernährungslage ziemlich traurig. Nach Weihnachten machte ich Kriegssabitur (normal wäre es im Herbst 1918 gewesen), um dann Ende Januar in die I. Freiwilligenkompanie des Grenadierregimentes 3 einzutreten. Diese Freiwilligenformationen sollten ein Gegengewicht gegen die Arbeiter- und Marinevolkwehr sein, die als Machtinstrument der Arbeiter- und Soldatenräte galten. Ich kam nach Fischhausen, bekam eine Uniform angezogen und eine Knarre in die Hand gedrückt. Mit der mußte ich schon abends vor dem Stabsquartier Wache stehen und wußte gar nicht, wie das Ding funktioniert.



Die erste ernsthafte Aktion war die Vertreibung der A.&M. Volkswehr aus Pillau und Königsberg. Dann kamen wir Anfang Mai nach Graudenz, wo es allerdings oft Schlägereien mit den schon sehr polnisch eingestellten Courbière Freiwilligen gab. Deshalb wurden wir nach dem 10 km entfernten Truppenübungsplatz Gruppe verlegt. Als dann Westpreußen im Friedensvertrag von Versailles den Polen zugesprochen wurde, marschierten wir nach Königsberg zurück. Im August habe ich meine erste Militärzeit dann beendet, weil ich mich bei der Überführung der Truppe in die Reichswehr nicht auf 12 Jahre verpflichten wollte.

Ich bemühte mich nun um eine landwirtschaftliche Lehrstelle, aber es war sehr schwer, eine solche zu erhalten, weil alle entlassenen Offiziere zunächst erst einmal bei der Landwirtschaft ihre Zuflucht suchten. Da paßte es gut, daß eine ehemalige Schülerin meiner Mutter auf ihrem inzwischen verkauften väterlichen Gut Fürstenhof bei Drengfurt als Wirtschafterin tätig war und mich an den neu aufziehenden Pächter Fritz Borchert empfahl. Dieser war einstweilen noch Junggeselle und "Tante Wanda", Erikas Patentante wirtschaftete für ihn. So wurde ich nun auf dem gleichen Gut Landwirtschaftslehrling, auf dem Muttchen 35 Jahre vorher Erzieherin gewesen war und die ihr als Städterin nicht ganz geläufigen Unterschiede zwischen Schafen und Kälbern gelernt hatte.

Landschaftlich lag Fürstenhof sehr schön. Berge und Seen gaben der Landschaft ein schon Masurisches Gepräge. Aber schon die Ausstattung des jungen Landwirtschaftslehrlinges machte erhebliche Schwierigkeiten, weil Arbeitskleidung und Stiefel in der Nachkriegszeit nur schwer zu haben waren. Vieles hatte unser Muttchen mit ihren geschickten Händen aus alten Uniformstücken von Bruder Reinhold gezaubert, der inzwischen als Oberleutnant zur Polizei gegangen war.

Fürstenhof gehörte der Witwe Charlotte Groß, einer Borcherttochter aus Prilupp bei Stettin, die den Betrieb an ihren Bruder verpachtet hatte: Für seinen Lehrling hatte dieser nur wenig Zeit, weil er meist auf Freiersfüßen in Drengfurt war. Aber wenn er abends mal da war, erzählte er mir seine Erlebnisse in einem so singenden vorpommerschen Tonfall, daß ich nur wenig davon verstand. Wenn er lachte, lachte ich auch und erweckte so den Eindruck eines interessierten Zuhörers.

Landwirtschaftliche Fachkenntnisse konnte er mir keine beibringen, dafür schenkte er mir den großen "Schlipf" zu Weihnachten. Ich war meistens als Aufseher oder Vorarbeiter bei den Scharwerksmädchen eingesetzt, hielt aber – besonders in Rücksicht auf "Tante Wanda" – zu ihnen ziemliche Distanz. Tante Wanda war von einer fast krankhaften Sparsamkeit. Ich bekam manchmal sowohl zum ersten als auch zum zweiten Frühstück ("Kleinmittag!") Marmeladenschnitten. Da hatte es aber bei Fritze Borchert gebumst, als er dahinter kam. Sie hat es nie wieder gewagt.

Sie kam dann auch bald fort und wurde durch ein wesentlich jüngeres Fräulein Trudchen ersetzt. Als dann Fritz Borchert verheiratet war, wurde ein großes Fest mit allen Leuten auf dem Speicher gefeiert, wobei ich natürlich mit allen Gutsfrauen und -Mädchen tanzen mußte. Dabei habe ich bestimmt 5 Pfund abgenommen, denn die Kapelle spielte alle Polkas und Walzer mindestens 10 Minuten lang, und die Tänzerinnen konnten nur rundherum tanzen!

Im zweiten Lehrjahr war dann noch ein zweiter Lehrling da. Der Chef war ein sehr schneller Esser, sodaß wir meist nicht satt wurden, weil einer allein natürlich nicht nachtafeln wollte. Wir verabredeten also: Liegt das Messer mit der Schneide zur Gabel, bedeutet das, ich bin satt, liegt es aber mit der Schneide anders herum = ich nehme noch einmal. Das klappte prima, jetzt tafelten beide Lehrlinge immer gemeinsam nach. Bis [er] eines Tages seiner anbietenden Gattin dankte, dann aber ostentativ sein Messer herumdrehte: "Aber du kannst mit doch noch etwas geben!"

Meine Lehrzeit muß wohl trotz der mangelhaften Betreuung durch den Lehrherren ganz erfolgreich gewesen sein, denn im Jahre 1921 kam ich zum 1.4. als Inspektor zu dem gleichfalls unverheirateten Bruder Hans [Borchert] nach Prilupp bei Stettin. Seine Mutter als Frau des Hauses hatte noch eine Hausdame zur Seite. Trotzdem fehlte oft irgendetwas an der Frühstücks- oder Mittagstafel. Dann stand Hans Borchert kurz auf und fuhr mit Kutscher und Wagen nach dem benachbarten Stettin und kam meist erst nach 1 – 2 Tagen und zwar ziemlich betrunken heim. Dann durfte ihn

aber niemand stören, bis er seinen Rausch ausgeschlafen hatte, sonst hieß es gleich wieder: "Schmökel anspannen!"

Aber sonst konnte ich auf diesem 200 ha großen intensiven Hackfruchtbetriebe viel lernen, besonders arbeitswirtschaftlich richtig disponieren. Auch der Zuckerrübenbau war mir neu, der hier noch mit polnischen Schnittern betrieben wurde, meist Akkordarbeit. Den Sommer über hatte ich vollauf zu tun. Mit Mühe konnte ich den Urlaub zu Reinholds Hochzeit erhalten. Ich fuhr von Swinemünde mit dem Seedienst Ostpreußen bei schönstem Wetter nach Pillau. Die Hochzeit war genauso billig und trübsinnig, wie die ganze kurze Ehe, die später ja auch wieder geschieden wurde. Zurück hatte ich auf dem alten Raddampfer Freya sogar einen zünftigen Sturm. Ich war einer der wenigen nicht seekranken Passagiere.

An den langen Herbstabenden saß ich oft oben – mein Zimmer lag im Souterrain – und unterhielt Borcherts mit Klavierspiel oder Schallplatten. Rundfunk gab es noch keinen. Einmal, als die alte Dame mit ihrer Hausdame fortgefahren war, hörte ich, wie die beiden Mädchen – sie wohnten am anderen Ende des Erdgeschoßganges – nach dem Abendessen hinauf zum Chef gingen und mit dem ganz schön feierten. Als sie genug getrunken hatten und Hans Borchert schlafen gegangen war, kamen die beiden in mein Zimmer, setzten sich links und rechts von mir auf das Sofa und erzählten, wie sie mit "Hans" gefeiert hätten. Wir feierten weiter. – Als der Wagen mit der "Gnädigen" und der Hausdame auf den Hof rollte, war keine der beiden Mädels zum Empfang der Damen da.

Die Hausdame klopfte bei mir, um sich nach dem Verbleib der beiden Mädchen zu erkundigen. Ich machte kein Licht sondern ging im Nachthemd an die Tür, Abgesehen von ihrer Kurzsichtigkeit, mit der ich gerechnet hatte, wandte sie ihren Blick züchtig von der männlichen Nachtgestalt ab. Bedauernde Unwissenheit zu heucheln gelang mir gut, obwohl die eine auf meinem Sofa und die andere in meinem Bett lag, die mich soeben in die Technik des Liebesspiels eingeweiht hatte. Ganz klar, daß ich in der Folgezeit nachts oft zum anderen „Gangesufer“ wandelte, um mit Mariechen der Liebe zu pflegen. Nur einmal kehrte ich unverrichteter Dinge wieder um, als die andere an ihren vollen Busen das weinrote Gesicht meines Chefs geschmiegt hatte.



Am 15.3.1922 schied ich aus, um mich beim Landwirtschaftlichen Institut der Albertusuniversität in Königsberg immatrikulieren zu lassen. Sofort wurde ich von den Königsberger farbentragenden Korporationen "gekeilt", also geworben, So wurden auch Vater von seinem Rantauer Freunde, Prof. Dr. Stein die Vorzüge der Zugehörigkeit zu einer Studentenverbindung in den lebhaftesten Farben geschildert und wir wurden zu einer "Keilkneipe" eingeladen, Vater war natürlich sehr stolz, von seinem professoralen Freunde so umworben zu werden. Als das Bier die Wogen jugendlicher Begeisterung in der "Ersten Fidolitat" immer höher schlagen ließ, setzte sich Professor Stein neben mich und fragte ganz harmlos: "Na Willychen, wie gefällt es dir denn bei uns?" Worauf ich als höflicher junger Mann natürlich nur mit "sehr gut" antworten konnte. Ich war leicht erstaunt, als Prof. Stein nun dem "Hohen Präsidium" verkündete: "Herr Schlimm hat sich soeben bei der Marko Natangia aktiv gemeldet" und ich plötzlich in Band und Mütze dasaß. Aber ich konnte Vaters Freund ja nun nicht desavouieren und machte gute Miene zum bösen Spiel, zumal Vater so stolz war, nun einen Waffenstudenten zum filius zu haben.

Nun begann also das Studium und ich war ein regelmäßiger Hörer in allen notwendigen Kollegs, obwohl die Verbindung mit dem meist bis 2 Uhr nachts dauernden Montagskonvent, Paukboden, Kneipe am Sonnabend. Couleurbummel und Frühschoppen am Sonntag auch viel Zeit beanspruchte. Daneben Fuchsenstunde, Spielkneipe am Donnerstag und Mensur, von denen ich 7 Partien gefochten habe. Erika und ich machten einen Tanzkursus, denn wir wollten ja auch etwas von den Damenfesten der Verbindung haben,

Groß war die finanzielle Belastung durch mein Studium und meine Korporationszugehörigkeit für Vater nicht, weil ich mich in den Semesterferien immer als Werkstudent betätigte, als Landarbeiter, in einer Ziegelei als Bauarbeiter, Theaterarbeiter ja sogar bei der Eisenbahn als Lokomotivheizer und Schaffner. Das war in der Inflation aber auch notwendig. Das Geld verlor von Tag zu Tag seinen Wert und wenn der Tagesverdienst sich auch auf Millionen Papiermark bezifferte, mußte man diesen möglichst am gleichen Tage wieder ausgeben, sonst bekam man kaum noch etwas dafür. Am günstigsten schnitt ich bei der Landarbeit in Tranatenberg ab, weil ich für meine Arbeit Getreide erhielt, das ich zum Tagespreis nach Bedarf abrufen konnte. Damit konnte ich mir viel Fachliteratur beschaffen.

Ende des Sommersemesters 1923 machte ich das Vorexamen in allen Fächern mit "sehr gut". Dann kam ich noch einmal nach der Elchniederung, wo gerade die Landarbeiter streikten. Die Studierenden der Landwirtschaft stellten sich als Ersatzkräfte zur Verfügung. Ich kam auf einen Futterbaubetrieb von 200 ha in Selseningken bei Neukirch als Melker. Zwar hatte ich in meiner Lehrzeit nie melken gelernt, weil die Herren Schweizer – da als schon Stars der Landarbeiter – niemals eine Kontrolle durch einen Lehrling duldeten. Aber auch der Bauer mußte es erst von seiner Frau lernen und wir waren beide gelehrige Schüler.

Von Selseningken aus besuchte ich auch mal Tante Martha Mahrenholz und ihre Tochter Lucie in Tilsit, die sich als Klavierspielerin in Lokalen und auf Hochzeiten ihr Brot verdiente und mit einem Kellner Ernst Lange befreundet war, den sie dann auch geheiratet hat.

Nach dem Vorexamen kamen nun die speziell landwirtschaftlichen Fächer und nahmen mich sehr in Anspruch, zumal ich bei der Verbindung nun auch noch eine Charge (xxx) übernehmen mußte. Zuhause sah es auch recht trübe aus. Unser liebes Muttchen wurde immer kränker und nach Weihnachten 1923 ging es sehr schnell dem Ende zu. Ende Januar mußte sie sich mit sehr hohem Fieber zu Bett legen. Oft habe ich an ihrem Bett die Nächte hindurch gewacht und bin dann in das Kolleg gegangen, wo mich manchmal die Müdigkeit übermannte. Am 12.2.1924 ist sie dann sanft entschlafen und ich war ebenfalls völlig fertig. Mit einer schweren Grippe lag ich zu Bett, als sie auf dem Friedhof am Krematorium beerdigt wurde,

Im Sommersemester 1924 ließ ich mir von Professor Mitscherlich eine bodenkundliche Doktorarbeit geben. Weihnachten 1924 fuhr Vater zu Reinhold, der in Aschersleben Polizeihauptmann war, und Erika und ich feierten dieses erste Weihnachtsfest ohne unser Muttchen allein.

Ende des Wintersemesters 1924/25 machte ich dann mein Diplomexamen und erhielt durch Vermittlung meines "Doktorvaters" eine Stelle als wissenschaftlicher und praktischer Assistent auf dem 300 ha großen städtischen Gut Dorotheenhof bei Powayen, halbwegs zwischen Königsberg und Fischhausen. Als wissenschaftlicher Assistent hatte ich unter der Oberleitung von Professor Mitscherlich Versuche über Abwasser- und Klärschlammverwertung durchzuführen. Als praktischer Assistent unterstand ich dem Administrator Koch, und Personalchef war Baurat Bitzer von den Königsberger Werken.

Ich hatte ein schönes Zimmer im ersten Stock nach dem Park zu mit dem Blick auf eine große Blutbuche, in der die Sprosser die ganze Nacht flöteten. Neben mir wohnte die dicke sehr unästhetische Gutssekretärin, die Frau Koch einmal sehr in Verlegenheit beim Einkauf von Garderobe in Königsberg brachte, als ihre Unterwäsche zerfetzt und mit Sicherheitsnadeln zusammengesteckt war.

Die unteren Räume wurden von Kochs bewohnt und enthielten außerdem das Büro, Küche, Vorratsräume und das Zimmer der Wirtin. Vor der großen Diele ein geräumiger Freisitz und davor ein großes Rasen- und Blumenrondell, um das sich die Gutsleute gruppierten, wenn sie nach beendeter Getreidemahd mit dem Lied "Mit lautem Jubel bringen wir den schönsten Erntekranz" dem Administrator die Ährenkrone und seiner Frau und mir je einen Ährenkranz schön mit bunten Schleifen geschmückt überreichten. Das Erntefest wurde erst im November gefeiert, wenn die Hackfruchternte beendet war. Dazu hatte ich dann meist Erika eingeladen, und unsere jungen Männer waren schwer dahinter, daß die Schwester vom Inspektor nie sitzen blieb.

Auch im Winter holten wir oft Vater und Erika mit dem Schlitten von der Endstation der Straßenbahn in Juditten ab und fuhren sie die 15 km durch den tief verschneiten Winterwald nach Dorotheenhof, von wo sie dann nach dem Abendessen zur nahen Bahnstation gebracht wurden.

Im Sommer begann der Tag für mich schon früh um 4 Uhr mit der Aufsicht beim Füttern der Pferde. Vorher ein Kirschwasser und eine Zigarette waren das "warme Frühstück", denn richtig gefrühstückt wurde erst um 8 Uhr. Dann war ich draußen bei den Gespannen, bei den Leuten oder bei den Versuchen. Einmal mußte ein Mädchen einen Versuch am Walde ganz allein machen und kam heulend zurückgelaufen: "Der Elen wull mi biete!" Es war ein harmloses Elchtier mit Kalb, das auf der jungen Saat äsen wollte und dabei mit den Lippen geschналzt hatte

Wir hatten 2/3 sehr leichten Boden, für den wir eine Regenanlage mit elektrischer Pumpe beschafft hatten. Elektrische Anschlüsse waren auf den meisten Feldern, und Abwasser stand in unbegrenzter Menge zur Verfügung. So konnten wir das Getreide gleich nach der Saat mit 20 mm einregnen, und es keimte dann selbst in diesem leichten Haffsand in wenigen Tagen. Die Regenanlage lief dann Tag und Nacht, um möglichst große Flächen zu beregnen und gleichzeitig zu düngen. Die Kartoffeln wurden mit Klärschlamm gedüngt, der von städtischen Kanalarbeitern vorher aus den Klärbecken auf die Trockenplätze gefahren war und dort in einigen Wochen von feuchtem Schlamm zu einer torfähnlichen transportfähigen Masse wurde.

An einem Sonntag fuhr ich mit einer Einspannerchaise zu einem Trockenplatz, auf den erst einige Tage vorher Klärschlamm gefahren war. Ich wollte irgendein Werkzeug aus der Regnerpumpe holen. Ich band die Pferdeleine kurz am Wagen fest. Beim Öffnen der Blechjalousie an der Pumpe kippte diese mir großem Blechdonner auf das Gegenblech, und mein sonst braver Fuchs ging mit dem leichten Wägelchen durch. Beim Überspringen einiger der 30 cm hohen Rohrleitungen der Regenanlage, wobei die Scherendeichsel abbrach und mein Fuchs in den 50 cm hohen Klärschlamm tappte. Aber jetzt saugten sich die Hufe darin fest. Wie ein Schaukelpferd zog er bald die Vorderbeine, bald die Hinterbeine heraus und fiel dabei auch noch in den Schlamm, stand aber gleich wieder auf. Wie nun das Pferd aus dem Schlamm holen ohne lange Stiefel? Mit einer langen Gerte mit Widerhaken zog ich meine Rosinante vorsichtig am Zügelring auf den festen Boden. Dankbar schüttelte sie sich wie ein nasser Hund mich von oben bis unten mit Klärschlamm bespritzend, daß ich nicht nur baden, sondern auch den Anzug reinigen lassen mußte.

Überhaupt haftete der Kloaken"duft" so in unseren Kleidern, daß man ihn nur mit sehr viel Parfüm überdecken konnte. Aber der Abwasserkanal – als Kinder in den Ferien in Kl. Blumenau sagten wir "Stinkgraben" – hatte auch noch andere Eigenheiten. Besonders im Frühjahr führte er in rauhen Mengen Präservativs, mit denen die Heydekrüger Jugendlichen die Staketspitzen am Gartenzaun ihres Lehrers überzogen. Auf einem Spaziergang mit Ehepaar Koch und unserem Schäferhund am Kanal fragte Frau K. – aus einer Kleinstadt in Franken stammend war sie natürlich gänzlich unerfahren in großstädtischer Erotik – in meinem Beisein ihren "Hanselmann", warum wohl die Metzger in Königsberg so viele "Wurstdärme" fortgeworfen hätten? Daraufhin tollte ich mit dem Schäferhund weit voran, um "Hanselmann" Gelegenheit zu einer verspäteten Aufklärung zu geben.

In Winter 1926/27 kam eine neue Wirtschafterin nach Dorotheenhof, die sich ganz gerne mal von mir abknutschen ließ. Da dauerte es nicht lange, bis ich sie in der Nacht auch in ihrem Zimmer aufsuchte, wenn ich bis 12 oder 1 Uhr Radio gehört hatte und alle anderen schon zu Bett gegangen

waren. Der Sprechfunk erforderte damals noch einen ganzen Tisch voller Apparaturen und es kam weniger auf die Qualität der Tonwiedergabe als auf den Empfang möglichst vieler Stationen an.

Neben meinem Dienst bereitete ich mich auf das Rigorosum vor, nachdem ich meine Arbeit über "den Einfluß der obersten Bodenschicht auf die Wasserverdunstung des Bodens" beendet hatte. Die Arbeit wurde nach dem Doktorexamen am 18.2.1927 im Botanischen Archiv veröffentlicht, sodaß ich die Druckkosten sparen konnte.



Pfingsten 1927 nahm ich Urlaub und fuhr mit Vater nach Düsseldorf, wo er an einer Tagung teilnehmen mußte. Ich nahm derweil an den Sonderveranstaltungen teil, Besichtigungen von Industriewerken, Rundfahrt durch den Hafen Duisburg-Ruhrort und mit Vater zusammen die Fahrt nach der Müngstener Brücke und Schloß Burg. Nach der Tagung waren wir noch in Köln zur Dombesichtigung und in Koblenz, von wo wir mit einem der weißen Schiffe nach Rüdesheim fuhren. Selbstverständlich fuhren wir zum Niederwalddenkmal hinauf und genossen einen Tag Rüdesheim, das damals noch nicht so überlaufen war wie heute. Am nächsten Tage ging es nach Frankfurt zum Goethehaus, zum Römer und zum Palmengarten und dann noch nach Leipzig zum Völkerschlachtendenkmal. Vater hatte immer ein sehr reichhaltiges Reiseprogramm.

Zum 1.10.1927 erhielt ich denn durch Vermittelung von Professor Mitscherlich die Oberassistentenstelle am Institut für Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung an der Schlesischen Friedrich Wilhelms Universität in Breslau. Ich hatte zwei kleine Zimmer im Institut an der Hansasträße. Die meiste Zeit arbeitete ich aber nicht im Institut sondern draußen in Schwoitsch (später Güntherbrücke) auf dem Versuchsgelände. Dort habe ich zusammen mit Professor Berkner eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlicht, die meist in den „Landwirtschaftlichen Jahrbüchern“ erschienen.

Im Sommersemester studierte 1928 meine Schwester Erika in Breslau und wir verlebten eine schöne Zeit im Kreise der Assistentenfamilie, die alle drei bis vier Wochen zu anspruchlosen Tanzereien in den Ausflugslokalen in der näheren Umgebung zusammenkam. Auch eine Altvaterwanderung mit dem Institut für Leibesübungen der Uni und eine Riesengebirgswanderung machten wir in dieser Zeit. Viel zu schnell ging das Sommersemester vorüber.



Zu Weihnachten fuhr ich nicht heim, weil ich im Februar ohnehin wieder zum 50 jährigen Stiftungsfest der Marko Natangia nach Königsberg mußte. Ich besorgte mit eine bescheidene Skiausrüstung und fuhr mit dem Leiter des Amtes für Leibesübungen der Universität Hahn und einer Studentengruppe nach Reinerz, von wo wir zur Schirlichmühle in der Č S R wollten. Hahn, der selber kein großer Skiläufer war, hatte mich schon in Reinerz auf einer völlig vereisten Chaussee (!) mit Anfängerübungen müde gemacht, dann Langlauf im Tal – den schönen Weg über die Berge kannte er selbst nicht – bis Grunwald und Aufstieg zum Kamm.

Ich war also ziemlich fertig, als die Abfahrt auf einem glattgefahrenen Hohlweg begann, und blieb mit dem linken Ski in einer Baumwurzel hängen: Schöne Sehnenzerrung! Therapie: Tanz in Skischuhen bis in die späte Nacht. Die Tage darauf habe ich mich dann anderen Skigruppen angeschlossen und fleißig geübt, sodaß ich es dann wagen konnte, allein nach Habelschwerdt zu laufen, wo ich mich [mit] meinem Dorotheenhöfer Bekannten Schwinge traf, um mit ihm noch einige Tage im Schneeberggebiet Ski zu laufen.

Von da an bin ich dann öfter in die schlesischen Berge zum Wintersport gefahren, mit dem Postsportverein, bei dem ich mit Ilsemarie Rugel – heute Großkapitalistin in Schweden – mehrere Skikurse mitmachte, mit dem Hochschulring der Kajakfahrer und mit manchen anderen Freunden und Kollegen.

Nach der Rückkehr von unserem Stiftungsfest lernte ich in einem Tanzcafé am Tauentzienplatz zwei nette Mädchen kennen, Edith und Thea, mit denen dann mein Kollege Kindermann und ich längere Zeit liiert waren. Kollege Hatesaul hat dann die jüngere Schwester von Edith später geheiratet. Thea, die meinige, war leider völlig unспортlich und konnte weder Ski laufen noch schwimmen. Deshalb hatte ich immer Bedenken, sie auf meine Paddelfahrten Oder aufwärts mitzunehmen. Auch in unseren Assistentenkreis führte ich sie nicht ein. Als sie dann aber versuchte, mich als künftigen Schwiegersohn bei ihren Eltern einzuführen, haben wir uns getrennt.

Ihre Nachfolgerin wurde Herta Kunze, genannt "Murx", die wenigstens die Paddelfahrten mitmachen konnte. Ich kaufte ein Zelt und sie nähte die im H.d.K. üblichen Fahrradschlauchmatratzen. Erste Pfingstfahrt: Glatzer Neisse bei schönstem Wetter. Nachts allerdings noch Reif, der uns im Zelt nur enger zusammenkuschelte. Bei der Fahrt über ein kleines Steinwehr rissen wir ein 3 cm langes X-Loch in die Bootshaut. Schnell an Land, ehe wir absoffen und mit Leukoplast notdürftig geflickt. Das hielt aber bis Breslau. Von nun an waren wir jedes Wochenende mit Boot und Zelt unterwegs, Strachate, Lanisch, Jannowitzer Wehr oder sogar darüber hinaus bis kurz vor Ohlau, wo der Jeltschbach und alte Oderarme herrlich stille Zeltplätze boten, wo wir mit anderen Pärchen zusammen die Vollmondnächte bei Zigeunermusik und fröhlichem Spiel verbrachten.



Im Jahr 1931 wurde ich dann von einem Assistenten des Institutes für Landtechnik für den Nationalsozialismus geworben. Wie so viele andere trat ich der Partei aus Idealismus bei, weil mich die Zusammenfassung der nationalen Kreise mit der Arbeiterschaft faszinierte. Allerdings litt ich ziemlich unter dem kleinbürgerlichen Milieu der ersten Zeit und ich hatte bei Veranstaltungen immer Angst, daß der Ortsgruppen oder Kreisleiter seine jeweilige Rede nicht zuende bringen würde.

Im gleichen Jahr war es auch, als mein Chef in einem seiner vielen Runderlasse ("Ein Sonderfall gibt mit Veranlassung...") meinen Kollegen und mir "größere Zurückhaltung den weiblichen Mitarbeiterinnen gegenüber" anempfahl. Das war nun wirklich ein starkes Stück. Ein Teil der Kollegen war verheiratet, und wir anderen waren alle mit Freundinnen bestens versorgt, sodaß niemand daran dachte, etwa mit einer der 25 Saatzuchtmädel zu techtelmechteln. Die schwarzen Schafe waren nicht wir Assistenten, sondern die Doktoranden! Auf Wunsch der Kollegen mußte ich also den Chef in ihrem Beisein zur Rede stellen. Das hat er mir verübelt. Am 1.9. teilte er mir mit, daß der "Herr Minister" meine Weiterbeschäftigung als Oberassistent über vier Jahre hinaus nicht genehmigen würde. Das war natürlich nur ein Vorwand, denn der Minister entschied erst über eine mehr als 6-jährige Beschäftigung; darunter der Kurator, der immer seine Zustimmung erteilte, wenn der Professor einen entsprechenden Antrag stellte.

Kurz vor dem 1.10. fragte Berkner mich dann, was ich zu unternehmen gedächte. Es gab in der Zeit der Weltwirtschaftskrise ja kaum Stellen. Er bot mir also an, mich aus Mitteln der Notgemeinschaft der Wissenschaften mit 210 RM monatlich, also der Hälfte meines bisherigen Gehaltes, weiter zu

beschäftigen. Zu jedem Vierteljahresersten wurde mir vorsorglich gekündigt, da man ja nicht wissen konnte, wie lange die Mittel verfügbar waren.

Das ging so bis Ende 1932. Da brauchte der Leiter des Pflanzenschutzamtes der Landwirtschaftskammer, ein Verbandsbruder von den Breslauer Vandalen, für sein Versuchsgelände in Breslau-Hundsfeld einen Diplomlandwirt. Da ich zum 31.3.1933 wieder die übliche Kündigung erhalten hatte, sagte ich für den 1.4. zu und fuhr den ganzen März über mit den Preisträgern der Hochschulmeisterschaften der TH nach der Litzumer Alm in den Zillertaler Alpen. Dort merkte ich erst, wie gut mir die Skikurse beim Postsportverein getan hatten, sonst wäre ich auf diesen Steilhängen ziemlich hilflos gewesen.

Als ich dann braungebrannt am 31.3. wieder im Institut wieder vorsprach, war von Kündigung keine Rede mehr und Berkner hielt mir einen langen Vortrag, was alles sofort in Schwoitsch zu erledigen wäre. Als er fertig war, sagte ich ihm dann, daß ich ab 1.4. bei der Landwirtschaftskammer tätig wäre. "Aber Sie haben ja gar nicht gekündigt." Ich: "Das haben freundlicherweise Sie getan". Er: "Das war doch nur eine formelle Kündigung". Ich: "Mit der ich eines Tages aber auf der Straße liegen könnte". Ich hatte aber mit der T.K. vereinbart, daß ich in den ersten 14 Tagen halbtagsweise noch beim Pflanzenbauinstitut arbeiten könnte, um meinen Nachfolger einzuarbeiten. Jedenfalls schieden wir trotz aller Differenzen in besten Einvernehmen.

Nun mußte ich natürlich meine Zimmer in Landwirtschaftlichen Institut räumen und fand ganz in der Nähe in der Glockengießerei von Geitner ein nettes Parterrezimmer auf dem Schwalbendamm. So romantisch wie der Straßename war auch der ganze Betrieb, wo noch genau wie vor Jahrhunderten die Kirchenglocken aus Kupfer und Zinn mit "Holz aus Fichtenstamme" die Glockenspeise bereitet wurde.

Auch konnten Murx und ich hier nach Belieben zusammenkommen, zumal es nach hinten einen Ausgang durch die Garten gab, wo man völlig ungesehen kommen und gehen konnte. Nur gab es eine eine – nebenbei ganz attraktive – Nichte der Glockengießereinnen, die uns unser Verhältnis mißgönnte und ihm gar zu gerne zu einem unerwünschten Erfolge verholfen hätte. So hatte sie meine Präservativs im Nachtkastel alle durchlöchert. Ich merkte das gleich beim ersten und habe dann sabotagesichere Aufbewahrungsplätze gewählt.

In meiner Eigenschaft als Blockwart der Partei mußte ich nun auch eine braune Uniform tragen und an dem Parteitag in Nürnberg teilnehmen. Da war eine ziemliche Strapaze, weil wir zu dem Aufmarsch schon vormittags aus unserm Strohlager in einer Fabrikhalle abmarschieren mußten und bis zum Abend unterwegs waren.

Meine Tätigkeit in der Hauptstelle für Pflanzenschutz dauerte nur bis zum 4.2.1935. Da kam ich als persönlicher Referent zum Stabsleiter II, wo ich einen guten Einblick in das gesamte Tätigkeitsgebiet der ehemaligen Landwirtschaftskammer erhielt, die ja in der Hauptabteilung II der Landesbauernschaft aufgegangen war.

Im August 1935 machte ich mit noch anderen Kollegen von der Landesbauernschaft meine erste Übung beim E Battaillon in Glatz. Wir lagen im Donjon der Festung und schwitzten bei unseren Märschen und Felddienstübungen nicht schlecht in der Augusthitze. Anschließend fuhr ich noch einige Tage nach Ostpreußen und besuchte Schwester Erika, die in Osterode als Assessorin tätig war. Als sie mich auf unseren Spaziergängen wiederholt gefragt hatte, ob ich nicht bald mal heiraten würde, wurde ich hellhörig, und fragte sie, ob sie denn eine Frau für mich wüßte? "Ja, eine Kollegin, deren Vater in Osterode die Kreis- und Forstkasse leitet." Sie würde als technische Lehrerin sehr sportlich sein und in jeder Beziehung gut zu mir passen. Da sie während meines Urlaubes nicht anzutreffen war, – sie war seit einigen Monaten an einer Schule in Preußisch Holland tätig – bat ich Erika, ein Treffen zu arrangieren.

Dieses fand im November statt, und meine liebe Hilde staunte über den Bruder ihrer Kollegin, der für ein Wochenende von Breslau nach Osterode kam, ohne Argwohn zu schöpfen. Als sie nach dem Kaffee gegangen war, machte ich Erika den Vorschlag, Hilde zu Weihnachten Vater vorzustellen, zu

Ostern mit ihr und Erika einen Skiurlaub im Riesengebirge zu machen, zu Pfingsten uns zu verloben und spätestens Weihnachten 1936 zu heiraten.

Vater war zu Weihnachten sehr mit meiner Wahl einverstanden. Zu Ostern kamen unsere beiden Ostpreußinnen nach Breslau, wo ich für die im Parkhotel am Scheitniger Park ein sehr gutes Zimmer besorgt hatte, weil wir am nächsten Tage vor der Abfahrt noch unserer Wahlpflicht nachkommen mußten. In Breslau blühten die Forsythien, unterwegs waren alle Bauern am Säen, selbst im Riesengebirge war bis Petzer keine Spur von Schnee. Dann stiegen wir auf und waren nach 2 Stunden in tiefem Schnee bei Erlebachs, Brunnbergbauden, wo ich seit einiger Zeit mit Roedigers, dem Maler Dressler, dem Leiter des Amtes für Leibesübungen der Stadt Breslau und anderen Breslauern meine Skiferien verbrachte, In das Hüttenbuch schrieben wir folgende Verse:

Bevor man dachte ans Verreisen,
Sah man im Heimatland Ostpreußen
Jedweden kleinen Maulwurfshaufen
Als Berghang an zum Brettelaufen.

Zwar glaubte man nicht mehr an Schnee,
Und steig trotzdem den Hang zur Höh'.
Mit dieser guten Vorbereitung
Und brüderlicher Skibegleitung

Zog man sehr stolz in neuen Hosen
In das Gebirg' mit Mut und Frohsinn,
Um dann bei Erlebachs zu landen,
Wo wir zunächst mal Ruhe fanden.

Doch schon recht früh am nächsten Morgen
Begannen unsre Babysorgen!
Wir konnten ja nur geradeaus,
So fährt man meist bei uns zuhaus.

Nun sollten wir hier Bogen stemmen
Und uns nicht auf den Bergski klemmen,
Wir sollten in die Hocke gehen
Und auch am Steilhang sicher steh'n,

Wir sollten Tempo talwärts fahren,
Wenn wir grad glücklich oben waren.
Wir sollten das Gewicht verlegen,
Beim Stemmen und bei Schneepflugbögen!

Doch meistens haben wir s vergessen
Und dafür tief im Schnee gesessen.
Die Hosen wurden naß und nässer
Der Regen macht sie auch nicht besser.

So mußten wir uns weidlich plagen
An beinah' fast acht Regentagen!

Dann aber kam ein Tag mit Harsch.
Wir saßen meistens auf dem –
Wir sollten in den Blaugrund runter,
Die Flecken wurden immer bunter.

Diweil der Schnee nicht weich wie Watte,
Bis Willy dann ein Einseh'n hatte.
Es half kein Fluchen mehr und Wetterern.
Er ließ mit abgeschnallten Brettern

Uns tief hinab zum Zehgrund traben,
Um uns an Schlagsahne zu laben.
Dann aber kam ein Tag mit Sonne,
Wir faulenzten mit großer Wonne.

Anstatt im Riesengrund zu rennen,
Ließ man sich lieber braun verbrennen.
Die Sonne schien uns auf's Gehirn
Der Schnee, der wurde weicher Firn.

Und plötzlich – sieh mal einer an,
Die Erika Christiania kann!
Wogegen unsre liebe Hilde
Zwar übt wie eine kleine Wilde,

Und doch trotz ihrem schönen Tokus,
Noch nicht begreift den Hokuspokus.
Als sich die Sonne dann verzieht,
Hat man verfluchten Appetit.

Die Hilde kocht ein pfund'ges Essen,
An dem sich alle überfressen.
Die Erika liegt faul im Bette.
Die beiden andern um die Wette

Zur Blaugrundbaude runterlaufen
Um dort mal erst 'nen Schnaps zu saufen.
Auf 'nauf zu schien der Mond so schön,
Die beiden blieben öfter steh'n - - - - -

Doch ließen sie nicht lange warten,
Die Erika mischt oben Karten,
Und dann begann das Romméspiel,
Bei dem verloren wurd' gar viel.

Und alle diese Spielverluste
Man möglichst bald verjubeln mußte.
Drum kamen jetzt die großen Touren,
Wobei wir nach der Bohnwies fuhren.

Zum Fuchsberg und hinab nach Peter,
Den Langen Grund hinauf dann später.
Das war ein ganz verfluchter Schlauch.
Wir krochen teilweis' auf dem Bauch.

Deshalb – sprach Willy – wird gebummelt.

Am nächsten Tage – daß er schummelt,
Bemerkten wir, als er die Bretter
Bei allerschönstem Sonnenwetter

Hinauf gar steil zum Kamme lenkte
Und uns erst dort ne Pause schenkte.
Drauf stiegen wir Skibrettelzwerge
Zum Brunnen- und Hochwiesenberge

Und lernten dort bei Firn und Sonne
Genießen schönste Abfahrtswonne.

Dann aber kamen Skikanonen,
Um auch bei Erlebachs zu wohnen.

Wir hatten maßlosen Respekt,
Daß Severs uns etwa entdeckt
Beim Üben auf dem Übungshange.
Viel wen'ger machte uns schon bange

Die Frau vom wilden Schneisenreiter.
Jedoch, o Leser, höre weiter:
Der Severs war nur halb so wilde.
Jedoch Frau Roediger, Frau Hilde,

Die meinte, "daß nach vierzehn Tagen
Wir müßten schon viel größres wagen,
Und was wir fahren hier, das ist
Nur ganz gewöhnlicher Mist!"

Das hat uns jeden Mut geklaut.
Und jeder Bogen wurd versaut.
Frau Hilde war darob entrüstet.
Doch hat sie sich hernach getröstet

Mit einem braungebrannten Mann
Der soo schön Brettel laufen kann.
Bald war die schöne Zeit vorbei
Und leider mußten schon wir drei

Am Ostersonntag heimwärts fahren.
Doch hoffentlich in spätern Jahren
Wird uns der Brunnberg wiedersehn,
Denn es war wirklich gar zu schön.

Die Oberländer Brettelberge
Erscheinen uns jetzt schon als Zwerge.
Dort werden wir nicht Skikanonen
Dazu muß man am Brunnberg wohnen,

Von Erlebachs nett aufgenommen
Weshalb wir gerne wiederkommen.
Drum Erlebachs viel Dank derweil
Mit dreifach kräftigem Ski Heil!

Erika hatte gar nicht gemerkt, daß wir uns schon auf der Mondscheinfahrt zur Blaugrundbaude heimlich verlobt hatten und wartete bis zu unserer Abfahrt vergeblich auf den Erfolg ihrer Bemühungen. In Breslau feierten wir dann den Abschied in der Dorotheenstube, einer kleinen Bar, und erst als der Sektpfropfen knallte und wir uns als Verlobte vorstellten, fiel ihr ein Stein vom Herzen.

Vor Pfingsten habe ich dann schriftlich bei dem Vater von Hilde [*Waldemar Wasgien*] in aller Form um ihre Hand angehalten und erhielt eine sehr nette zusagende Antwort, Zu Pfingsten fuhr ich dann zur Verlobung nach Osterode und wurde von den Schwiegereltern und Onkel Max gleich mit offenen Armen aufgenommen. Wir feierten dann ein sehr schönes Verlobungsfest.

Zum 1.6.1936 erhielt ich bei der Landesbauernschaft wieder eine neue Aufgabe, die Geschäftsstelle des Landesbauernrates, die die Personalien der ehrenamtlichen Bauernführer bearbeitete. Ich war damit gleichzeitig Geschäftsführer des Gauamtes für Agrarpolitik, weil der Landesbauernführer, Freiherr v. Reibnitz, gleichzeitig der Leiter des Gauamtes für Agrarpolitik war, Er bearbeitete jedoch fast alle Angelegenheiten als Landesbauernführer, sodaß ich mit der Geschäftsführung des

Gauamtes kaum etwas zu tun hatte, obwohl dieses Amt mir nach dem Kriege als belastend angerechnet wurde.

In Juni kam Hilde dann nach Breslau, wo ich in der Nähe meiner Wohnung am Scheitniger Stern ein Zimmer besorgt hatte. Wir fuhren zusammen nach Oels, um dort unsere Möbel auszusuchen, weil ich schon bis zur unserer Hochzeit im Oktober unsere Wohnung einrichten wollte.

Am 17.10.1936 war dann unsere Hochzeit in Osterode, auf der sich unsere Lebenswege vereinigten, deshalb sei zunächst der meiner lieben Frau nachgeholt, Sie wurde am 12.11.1907 in Schwentainen, Kreis Ortelsburg, als Tochter des Königlichen Forstaufsehers Waldemar Wasgien gleichzeitig mit ihrem Zwillingbruder Heinz geboren, der leider infolge Versagens eines Arztes im Alter von 27 Jahren an einer Blinddarmentzündung starb. In dem kleinen Dorf war die Geburt von Zwillingen natürlich ein Ereignis, an dem das ganze Dorf teilnahm. Alle wollten die Zwillinge sehen, die aber eifersüchtig von dem Teckel bewacht wurden.

Schon mit zwei Jahren kam Hildes Vater als Revierförster nach Köthen bei Labiau, wo er – wie es damals üblich war – noch etwa 23 ha Dienstland zu bewirtschaften hatte. Die Kinder mußten in den Spitzenarbeitszeiten schon mal in der Landwirtschaft mit zupacken. Im April 1941 kam Hilde und ihr Bruder nach Grünheide zur Schule. Sie mußten erst eine gute Viertelstunde durch den Wald zu einem Nachbarn gehen, von wo sie mit dem Wagen zur Schule mitgenommen wurden. Zu laufen war es nämlich fast eine Stunde. Manchmal dauerte es aber auch drei Stunden, denn da gab es unterwegs immer etwas zu sehen oder man kehrte bei Bekannten ein, wo es allerhand Genüsse gab, wenn es auch nur ein „Haskebrod“, Schwarzbrot mit Zucker, war.

Im Försterhause herrschte auch manchmal ein lustiger Betrieb. Vor allen Dingen an den Geburtstagen waren in dem gastlichen Hause zahlreiche Gäste, es wurde getanzt und die Kinder sahen zu. So auch am 30 Juli 1914, als mitten in die Geburtstagsfeier von Hildes Mutter das Telefon mit der Nachricht von der allgemeinen Mobilmachung schrillte. Trotzdem wurde die Geburtstagsfeier noch bis in die frühen Morgenstunden ausgedehnt, denn wer konnte wissen, ob und wann man sich wiedersehen würde.

Hildes Vater mußte auch einrücken und riet noch dazu, möglichst bald von Köthen aufzubrechen, da die Russen in Ostpreußen eingedrungen waren. Es dauerte jedoch noch eine Zeit, denn die Pferde waren abgeliefert worden und man mußte erst andere von einem Bauern leihen. Als endlich der Leiterwagen mit dem notwendigsten Hausrat beladen und die beiden Kühe hinten angebunden waren, konnte man nicht mehr über die Deimebrücke nach Westen zurück.

Es ging also in der Richtung auf Wehlau zu, wo man bei Paterswalde erst mal abwartete, wie sich die Dinge entwickeln würden. Man befand sich mitten zwischen russischen Truppen, deshalb mußten die mitgeführten Jagdgewehre noch heimlich in einer Ziegelei versteckt werden, wer mit Waffen angetroffen wurde, mußte damit rechnen, erschossen zu werden.

Nach der großen Schlacht von Tannenberg mußten die Russen Ostpreußen wieder räumen. Da konnten die Flüchtlinge auch wieder auf ihre Höfe zurück. Aber zuhause sah es böse aus. Die Russen hatten so ungefähr alles zerstört, was zu zerstören ging: Die Fenster und Türen waren herausgerissen, die Möbel zerhackt, das Geschirr zerschlagen und selbst die Fotografien zerschnitten. In den Zimmern lag der Dreck so hoch, als hätten Tiere jahrelang darin gehaust. Das gab viel Arbeit, die Schäden zu beheben. Hildes Vater kam auch bald wieder von den Soldaten zurück und es begann für die Kinder wieder das geregelte Leben. Im Winter war das Forsthaus oft so eingeschneit, daß die Kinder in dem tiefen Schnee unmöglich den weiten Weg zur Schule machen konnten

Das war ihnen natürlich recht angenehm, aber für den Fortschritt ihrer Schreib- und Rechenkünste nicht sehr dienlich, Nun kam auch die jüngere Schwester Gerda in das schulpflichtige Alter, sodaß es sich lohnte, eine Hauslehrerin zu halten, So kam es, daß die Försterkinder ohne die Gemeinschaft einer größeren Zahl gleichaltriger Kinder aufwuchsen und ihnen die Einordnung in den lauten Betrieb einer Schulklasse in späteren Jahren nicht leicht wurde.

Im Jahr 1919 schied Hildes Vater aus dem praktischen Forstdienst aus und kam als Forstrentmeister nach Heinrichswalde in der Elchniederung, wo die Kinder nun die öffentlichen Schulen besuchten, Hilde war zunächst unter sovielen Kindern recht schüchtern, wurde aber bald Vertrauensschülerin. Da die Schule in Heinrichswalde nur bis zur Obertertia ging, kam sie 1923 nach Tilsit, wo sie in Pension war und die mittlere Reife erlangte, 1924/25 war sie dann in Tilsit auf der Frauenschule und anschließend auf dem Hauswirtschaftsseminar, das sie im März 1926 mit dem Examen als Hauswirtschaftslehrerin verließ.

1926/27 war Hilde dann in Königsberg auf der Frauenschule und machte das Examen als technische Lehrerin. 1928/29 machte sie dann noch die Ausbildung als Turnlehrerin in Königsberg durch, sodaß sie 1929 auch dieses Examen machen konnte. Aber was nutzten in damaliger Zeit alle Prüfungen! Lehrer und Lehrerinnen konnten keine Anstellung finden und versuchten sich in allen möglichen Berufen. So blieb Hilde erst mal bei ihren Eltern.

Ihr Vater wurde 1930 als Oberrentmeister an die Kreis- und Forstkasse in Osterode versetzt. Er holte auch Hilde dorthin, weil es an der dortigen Luisenschule öfter mal Gelegenheit zu Vertretungen gab, und die Junglehrerinnen mußten, um sich den Anspruch auf Anstellung zu erhalten und um die zweite Prüfung machen zu können, eine bestimmte Lehrtätigkeit nachweisen.

1933 machte Hilde dann auch das zweite Examen, erhielt aber immer noch keine Planstelle. In Osterode lernte sie Tante Erika Schlimm kennen und ist mit ihr oft auf dem Drewenzsee gepaddelt. Die Freundschaft blieb auch erhalten, als Hilde 1934 ihre Planstelle in Pr. Holland erhielt und Osterode verlassen mußte. Dieser Freundschaft verdanken Hilde und ich unsere Bekanntschaft und damit das größte Glück unseres Lebens. Nicht oft sind zwei Menschen so füreinander geschaffen, wie wir beide.

Das war mal ein fideles Hochzeitsfest an jenem 17. Oktober 1936 in den großen Räumen des Alten Schlosses! Es wurden viele Reden gehalten und in einem von Hildes Kolleginnen und Freunden dargebotenen Sketch wurde auch die Geschichte des Sichfindens gebührend gewürdigt. Obwohl Hilde in der Zeit in Fr. Holland durch ihre Arbeit in der Schule und im BDE viele freundschaftliche Anerkennung gefunden hatte und zum Abschied wie eine Obergauführerin gefeiert wurde, war sie froh, nun ihre eigene Häuslichkeit zu haben und für ihre eigene Familie sorgen zu können, wenn diese auch zunächst aus zwei Personen bestand.

Die Möbel hatten wir zusammen in den Sommerferien, die Hilde in Breslau verbrachte in Oels ausgesucht und eine Wohnung in der Hansasträße gemietet. Die Wohnung war also – soweit das mir als Mann möglich war – provisorisch eingerichtet, sodaß wir nach der Hochzeit das neue Heim gleich beziehen konnten.

Eine kurze Hochzeitsreise konnte aus dienstlichen Gründen erst im November folgen. Es war eine Herbstwanderung von Kamenz über Bad Landeck bis zum südlichsten Zipfel des Glatzer Berglandes. Zu Weihnachten waren wir wieder im Riesengebirge bei Erlebachs auf den Brunnbergbauden.



...